830.8
J95
x.7

HERBERT
EULENBERG

Die Windmühle

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
830.8
J95
v.7

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

University of Illinois Library

JUN -7 1956

L161—H41

DER JUNGE TAG

Eine Auswahl
aus dem Schrifttum der Gegenwart
Herausgegeben von
Dr. Heinz Brasch

*

Band 7
Herbert Eulenberg

*

Herbert Eulenberg

Die Windmühle

1929

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

Inhalt

Die Windmühle 5
Der Turmhahn 16
Der Papagei 27
Eichendorff 37
Immanuel Kant oder der Völkerbund 50
Nachwort 61

Copyright 1925 u. 1926 by J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart
PRINTED IN GERMANY

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

J 95
v. 7

Die Windmühle

Sie war längst schon außer Betrieb gesetzt, die alte Windmühle. Die Menschen waren zu ungeduldig geworden, sie wollten nicht mehr warten, bis der Wind kam und ihre Flügel blies und die Räder drehte und das Mehl zermahlte. Namentlich an den langen Sommertagen, wenn die Felder in der Hitze schliefen und der Atem der Natur, der Wind, sich kaum regte und nur dann und wann wie ein Schatten, ein Hauch über die Ähren lief, war es den Leuten zu still in der Mühle geworden. Wasser konnte man stauen und sammeln, und gar als Dampf gehorchte es den Menschen schon ganz wie ein Tier. Aber der Wind ließ sich nicht fangen und zähmen und zwingen, und oft feierte und faulenzte er ganze Wochen lang, um einem dann auf einmal die Mütze vom Kopfe zu reißen. Nein, ein solch unzuverlässiger Arbeiter war in der heutigen fleißigen schnellen Zeit nicht mehr zu brauchen. Und so kam es, daß der letzte Besitzer der Mühle sie nach einem trockenen stillen Sommer mit lauten Flüchen auf den Wind verließ,

723112

der natürlich an dem Tage gerade einem fast die Ohren vom Haupte blies, um in die Stadt zu ziehen und sich ein Dampfmahlwerk anzulegen.

Nun stand die alte Mühle allein und verlassen auf ihrem Hügel, die Achsen und Räder im Innern waren festgeschraubt und sie konnte ihre Flügel nicht mehr drehen. Und die Verwesung begann in ihr wie in einem Sarge langsam ihr Werk. Die eisernen Teile, die Stangen, die Räder und Mahlwalzen, alle diese harten Gesellen, die geholfen hatten, das Korn zu Mehl zu machen, setzten Rost an. Die Bretter, die sich vordem unter der Last der weißen Mehlsäcke gebogen hatten, fingen an zu verfaulen, vollends als der Regen, der Feind der Menschenhäuser, allmählich durch den schlechtgeflickten Dachstuhl drang. Auf dem Platz in der Mitte der Mühle aber, wo früher die Mahlsteine rund gingen und das Mehl vor Freude über seine Befreiung von der schlechten Kleie weit aufstäubte, ehe es in die Säcke lief, da lag jetzt grauer Staub und Schmutz, der alles mit einer dicken Kruste überzog. Die reichen fetten Ratten, die ehemals, als noch Getreide in der Mühle lag, zwischen den Sparren gewohnt hatten, wanderten aus, weil es ihnen zu ärmlich geworden war. Und über den Winter zog jedesmal nur eine Schar blutarmer Feldmäuse hinein, die an dem morschen Holz herumknabberten und dort die Kälte überstanden, um mit dem ersten warmen Frühlingswetter diese kahle Hungerburg wieder zu verlassen.

So geschah es, daß die alte Windmühle von Tag zu Tag den Blick in ihr eigenes Innere mehr und mehr scheute, wie verbitterte Leute, die nicht gerne mehr in

sich gehen, oder Todkranke, die ihren faulen Zustand kennen und darum nur nicht viel daran denken mögen. Daher verlegte sie ihr Seelenleben, so sehr sie konnte, nach außen und mühte sich, den Rost und den Staub und die Fäulnis und Feuchtigkeit zu vergessen. Vor der Welt draußen wollte sie noch dastehen, wie in ihren ersten Tagen, als sie stolz ihre vier jungen Flügel in der Luft im Kreise drehte und die Schwalben begrüßte, die damals, als noch Menschen in ihr hausten, fröhlich um sie schwirrten.

Den ersten Kummer bereiteten ihr zwei Eulen, die sich oben hoch an ihr ansiedelten. Sie hatten einen alten Ziegelstein, der im Gemäuer der Mühle wie ein morscher Zahn wacklig geworden war, ganz herausgezogen, und sich, so gut es ging, ein Nest in der Lücke hergerichtet. Nun lebten die beiden häßlichen Tiere an ihr herum, schliefen über Tag und machten sich um Sonnenuntergang auf die Jagd mit ihren gräßlichen Lauten, die sich die Leute im Dorf in die Menschenworte: „Komm mit!" übersetzten und dazu sagten: „Hört, wie die Käuze die Kranken rufen, mit auf den Kirchhof zu kommen." Diese zwei scheußlichen Tiere, über die sich unsere Mühle tagtäglich wie eine alte Dame über ihre Runzeln ärgerte, scheuchten nun auch die Spatzen und die paar Singvögel fort, die noch in dem Mauerwerk genistet hatten, und verödeten so den Umkreis der Mühle immer mehr.

Aber sie hatte noch ihre vier Flügel, diesen Unglücksvögeln zum Trotz. Und wenn sie auch nicht mehr damit fliegen konnte, man sah sie doch noch weit über das Land hinragen. „Die kann mir keiner nehmen!" dachte

die alte Mühle und reckte sie, soweit sie konnte, in die Luft. „Was geht es die Welt an, wie es in mir aussieht!“ setzte sie ihr Selbstgespräch fort, und dabei sah sie stolz aus ihrem einen Auge, dem Müllerfenster, über alles Niedrige unter sich fort, wie ein alter entlassener Offizier aus seinem Monokel.

Sie war noch größer mit ihren steifen vier Flügeln als alles ringsumher. Nur der Kirchturm hinten im Dorf könnte vielleicht mit ihr wetteifern, aber ihr höchster Flügel sah doch noch gerade eine Spanne über seinen Turmhahn hinweg. Und über die Wiesen mit den kleinen Apfelbäumen, die zwischen ihr und dem Rhein lagen, der grau oder grün vorüberfloß, warf sie am Abend ihren langen dreieckigen Schatten so majestätisch hin, daß alles von ihr verdunkelt wurde. Über das ganze flache Land thronte sie mit ihren langen lahmen Flügeln noch immer gleich einem greisen Könige, der nicht mehr regiert und doch alles um sich noch in Respekt erhält. Die Fuhrleute auf den geraden Straßen zeigten sich noch die Richtungen nach ihr. Die Bauern, die nur des Wetters wegen zum Himmel schauen, blickten zuweilen neugierig dann auch noch zu den Flügeln der Mühle auf. Und die Segelschiffe, die an ihr vorbei den Rhein hinabtrieben, grüßten sie noch und riefen ihr zu: „Guter Wind heute! Schade, daß Sie ihn nicht mehr brauchen können!“

So ertrug die alte Mühle ihre unfreiwillige Ruhe nach außen hin mit möglichst stolzer Gelassenheit. Sie kam sich noch wie im Amte vor, solange sie ihre Flügel besaß. „Ich könnte sofort wieder, wenn ich wollte“, schien sie immerzu zu sagen, wenn sie stolz alle viere

von sich streckte und wie ein Verbannter nur auf einen Wink von oben wartete, um wieder in altem Glanze da zu sein. Mit der Würde eines einstigen Ministers lag sie immer vor diesem Tag ihrer Wiedergeburt still und ernst auf der Lauer und achtete der Jahreszeiten nicht, die an ihr vorbeizogen, die sie früher mit ihren Flügeln zerschnitten hatte. Starr und unbeweglich wie eine Schildwache stand sie vor der Zeit da und präsentierte ihre vier Flügel nach oben und unten, nach links und rechts.

So stand sie auch an einem Novembertag im weißen Nebel wie der Riese Rübezahl, schielte ins Land hinein nach dem Dorfe hinüber, von dem man nur die roten Dächer aus dem Grauen sah, und dann die welken Wiesen hinab zum Rhein, der zu dampfen schien. Eine Schar Krähen krächzte von der andern Seite des Stromes her über sie hin, daß sie bei den Schreien bis in ihre Ritzen hinein fror.

„Nun wird es wieder Winter", sagte sich die alte Mühle und schaute den schwarzen Vögeln am grauen Himmel nach, als sie zwei verlumpte Kerle den Saumpfad von der Landstraße zu sich heraufkommen sah. „Was wollen die hier?" dachte sie erstaunt.

Der Weg zu ihr war mit der Zeit ganz überwachsen, und Disteln und Unkraut wucherten in dichtem Gestrüpp über den Pfad und den ganzen verlassenen Mühlenhügel. „Früher fehlten die Disteln, nun fehlen die Esel!" dachte die alte Mühle, wie einer, dem es schlecht ergangen ist, auf dem Totenbette sich so recht Grämliches zusammendenkt.

Da waren auch schon die beiden verwahrlosten Kerle

den Steig zu ihr herangekommen. Es waren ein paar arme Korbflechter, die unten am Rheinufer Weiden geschnitten hatten. Sie sahen rot und blau im Gesicht und an den Händen vor Kälte aus.

„Wir sollten ein Feuer anzünden", sagte der eine. „Hier ist Brennholz genug."

„Wahrhaftig!" schnatterte der andere, „gib mir das Beil und nimm du die Säge!"

Und sie hackten und sägten der alten herrenlosen Mühle, die nicht mehr um sich schlagen, sondern nur noch stöhnen und wimmern konnte, worauf keiner mehr achtete, ohne Gnade die beiden unteren Flügel ab. Dann schichteten sie das morsche Holz und die Sparren und die Pappe zu einem hohen Haufen zusammen, zündeten ihn an und gossen sich selbst noch Branntwein zu, bis es ihnen außen und innen so warm wurde wie in den Hundstagen.

Es bedurfte schon eines großen Teils von Philosophie für unsere alte Windmühle, um über diesen Schmerz und Schaden hinwegzukommen, und namentlich in den ersten Tagen nach diesem Unglück leistete sie so viel in der Selbstbeherrschung, als es eben einem Stoiker wie ihr menschenmöglich war.

„Mir bleiben ja noch zwei Flügel!" Dieser ewig von ihr sich wiederholte Trost erwies sich als der dauerhafteste zur Beruhigung ihrer armen Seele und ihres Stolzes.

„An die kann kein Mensch heran! Die sind zu hoch für ihn gewachsen", sagte sie sich wieder und bohrte die beiden Überbleibsel, soweit sie konnte, in die Luft und suchte das Aschenhäufchen zu ihren Füßen, zu dem

ihre zwei andern langen Flügel geworden waren, ganz zu vergessen.

„Man sah meine unteren Flügel doch kaum im Land," philosophierte sie weiter, „sie waren mir geradezu überflüssig und unbequem und unnötig geworden", so wie einer, der ein Auge oder ein Bein verloren hat, sich schließlich überreden und einbilden kann, er habe bisher viel zu gut gesehen und gelaufen.

Immerhin behielt unsere Mühle seit dem Tage dieser ihrer Verletzung einen durchaus erklärlichen Haß gegen die Menschen, die sie einstmals so geliebt hatte, in sich. Wenn sie sie auf der Landstraße mit den Peitschen vorüberklatschen hörte, sah sie ihnen von ihrer einsamen Höhe traurig und hochmütig nach, als wollte sie sagen: „Geht nur! Ihr habt mich alle bitter enttäuscht" und zog sich voll Trotz in ihre beiden stehengebliebenen Flügel zurück. So war es ihr auch ganz recht, daß der Tiere in ihrem Bau immer mehr wurden. War auf Menschen so wenig Verlaß, so wollte sie ihren ganzen Leib ruhig und unbekümmert den Tieren zum Hausen geben. Ganze Heere von Holzwürmern hatten sich indessen an die Wendeltreppe drinnen gemacht, sie anzubohren und aufzufressen. Schaben und Motten krochen und flogen zu Tausenden in ihr herum, und die Spinnen überzogen alles mit großen grauen Schleiern. Und eine Kreatur machte Jagd auf die andere und suchte sie zu vernichten. Der Kranenbalken oben an der Mühle, an dem man ehemals die Säcke heraufgezogen und hinuntergelassen hatte, war abgefault, und durch das Loch flogen nun die Eulen herein und stellten nachts den Mäusen nach.

So kam es, daß man nach der Dämmerung und die ganze Nacht über oft ein Rascheln und Schnarchen und Pfeifen aus der Mühle hörte, daß es jeden, der vorbeikam, gruselte und es um den Hügel und das verlassene turmrunde Gemäuer immer leerer und stiller wurde. Selbst den Landstreichern, die sonst wohl im Herbst in der Mühle unten genächtigt hatten, war das Quartier mit den spukenden Lauten zu unheimlich geworden, und kein Kind wollte mehr in ihrer Nähe spielen.

„Desto besser!" knurrte die alte Mühle voll Trotz in sich herein. „So wird sich kein Mensch mehr an mir vergreifen. Ich habe sie alle nicht nötig, und keiner reicht an mich heran. Ich bin gefeit vor ihnen mit meinen beiden hohen Flügeln für Zeit und Ewigkeit!"

„Krach!" schrie da der Wind, so ein rechter, roher, unhöflicher Wind, der aus Sibirien und Rußland herkam, und knackte den einen höchsten ihrer beiden Fittiche ab. „Du warst mir schon lange im Wege," pfiff er die arme alte Mühle an, „ich habe dir früher oft genug fronen müssen. Wer bist du, daß du den Wind zwingen willst?" heulte er und ließ seine wilde Wut an dem letzten Flügel aus.

Der aber hielt ihm stand, bis der Sturm matt an ihm wurde und brummend sich fortschlich und sich auf die Seite legte. Die alte Mühle sagte kein Wort mehr. Ganz apathisch stand sie da. Sie weinte nicht, sie seufzte nicht, sie zitterte nicht einmal. Sie blieb lautlos wie ein Greis, der auf seinem Altenteil sitzt und zusehen muß, wie seine Kinder sein Vermögen vertun, und der sich so stellt, als ginge ihn das gar nichts an.

Sie verbiß ihren Schmerz vor aller Welt und pfiff höhnisch wie ein Verzweifelter durch die Zäune und Latten ihres letzten Flügels, als der Landjäger kam, die Trümmer des andern auf den Schutthaufen im Dorfe zu werfen. Teilnahmslos sah sie das Leben um sich gehen und wachsen und schwinden. Kerzengerade hielt sie ihren letzten Flügel still in die Höhe, wie ein Invalide, der sein Stelzbein über die Schulter wirft. Ihre frühere innere Verbitterung wich dabei allmählich einem weicheren Gefühl, einer Art Wehmut, die manchmal zum Mitleiden mit den Menschen werden konnte. So machte es ihr keine rechte Freude mehr, als einst im Herbst ein Papierdrachen mit seinem Schwanze an ihrem letzten Flügel hängenblieb und dann zerbrochen nach unten an ihr hing wie ein Orden, den alte Leute bekommen. Und wie sie den Knaben, dem der Drache zugehört hatte, weinend ins Dorf zu seiner Mutter laufen hörte, verhöhnt von seinen Freunden, da hätte sie beinahe mitgejammert. So kindisch wurde man im Alter.

Und dann kam der Winter über das Land und über die Mühle. Dicke gelbe Schneewolken trieb der Wind von Westen über den Rhein her, und die Luft ringsum zitterte von den unaufhörlich fallenden Flocken. Wie ein riesiger weißer Zuckerhut stand die alte Mühle da, als die Sonne wieder herauskam. Man sah ihren einen letzten Flügel kaum mehr, so hatte ihn der Schnee mit seiner weichen Last zugedeckt. Und so schlief sie den ganzen kalten langen Winter hindurch, ein alter Posten, das Gewehr in der Hand, und träumte von vielen heißen Schlachten, die sie einst mit dem Wind geschlagen hatte. Der laue Vorfrühling traf den greisen

Riesenschneemann noch in diesem Schlummer, küßte ihn wach und taute den Schnee an ihm auf. Schwere dicke Tropfen rannen wie Tränen an ihrem Flügel herunter, als die alte Mühle das Wunder des neuen Lebens wieder um sich werden sah, gleich einem Genesenen, der Musik vernimmt und nun nicht mehr an sich halten kann. Sie sah noch die ersten Veilchen auf dem Mühlenhügel zwischen Gras und Unkraut die blauen Augen aufschlagen. Und siehe, auf einmal bewegte sich die alte Mühle wiederum! Die Schrauben, die die Räder drinnen festgehalten hatten, waren nämlich von der langen Feuchtigkeit durchgerostet und gaben damit die Achse und das Flügelrad wieder den Winden frei. Wohl zwei- oder dreimal drehte die alte Mühle so ihren einzigen letzten Flügel wie ein verwundeter großer Vogel schleppend durch die noch kahle Landschaft unter dem bleichen blauen Himmel. Ganz gespenstisch sah es aus, dieser lautlose, lange, langsame Flügelschlag eines Sterbenden im Frühjahr, der nur noch einmal wieder leben möchte. Und dann, plötzlich sank ihr letzter Flügel ganz leise wie ein welkes Blatt, vom Frost und vom Schnee morsch geworden, in das nasse Gras. Eine Schnepfe, die, einen Wurm im Schnabel, in der Nähe saß, schwirrte erschrocken von dannen. Sonst achtete niemand auf den Tod der Mühle. Man hörte nichts weit und breit als das stille Sickern des Schnees, der aufgetaut in den Boden tropfte.

In der Nacht darauf aber drang ein hungriger Fuchs in die Mühle hinein, Mäuse zu fangen. Und es entspann sich ein Streit zwischen ihm und den beiden Eulen, die auf ihr Vorrecht pochten, und es gab ein Rauschen und

Fauchen und Kreischen und Schreien in der Nacht in der Mühle, desgleichen man noch niemals bis ins Dorf hinein gehört hatte. Der Fuchs blieb Meister im Streit und hauste seitdem als unumschränkter Jagdherr in der verfallenen Mühle. Ein alter Bauer aber, der neugierig ob des Höllenlärms sich am andern Morgen im Hellen an die alte Mühle heranwagte und sah, wie ihr letzter Flügel indessen abgebrochen dalag, herrenlos wie das Schwert, das ein Sterbender im Kampfe fallen ließ, bekreuzigte sich und sagte: „Verdammt! Nun hat der Teufel ihre Seele geholt!“

Der Turmhahn

Eine entsetzliche Erregung herrschte im ganzen Dorf. Etwas ganz Absonderliches, noch nie Dagewesenes war geschehen. In der zweiten Weihnachtsfestnacht war der große kupferne Turmhahn von der Spitze der Kirche gestohlen worden. Es war, als ob die ganze Gemeinde den Kopf verloren hätte. Der Küster, der am Morgen früh wie gewöhnlich mit dem Barbier zum Läuten gegangen war, hatte es zuerst entdeckt.

„Um Gottes willen," sagte er, als er aus dem Hause heraustrat und sich wohlgefällig wie alle Morgen seine Kirche betrachtete, „da ist ja der Hahn vom Kirchturm fortgeflogen!" Der Barbier, der ein wenig schielte, blinzelte in die Höhe und bestätigte mit offenem Munde sprachlos die fürchterliche Tatsache. Sie liefen und gingen den schwarzen Erdboden absuchend mehrmals um die Kirche herum. Dann machte sich der Barbier, weil es angesichts einer solchen Geschichte nicht aufs Läuten mehr ankam, unbemerkt von dannen, und in einer Viertelstunde wußte es das ganze Dorf. Und alle, die

Großen wie die Kleinen, kamen aus den Häusern heraus und starrten in den Himmel hoch auf den Fleck, wo gestern, von niemandem gesehen, der kupferne Hahn gestanden hatte. Es war verwunderlich, daß jetzt, wo er nicht mehr zu finden war, alle nach ihm sahen und mit den Augen suchten. Er war auf einmal die Hauptperson im ganzen Dorf geworden, und alle machten, nun er verschwunden war, traurige Gesichter, als wenn der König gestorben wäre. Das Betrübteste war, daß kein Mensch eine Ahnung hatte, wo das schöne kupferne Tier hoch über allen Häusern und Häuptern geblieben war. Einige fromme Gemüter meinten, ob nicht der liebe Gott ihn, der schon sehr altersschwach gewesen und der seit Urväter Zeiten dort oben im Wind und Wetter und Sonnenschein stehen mußte, in der heiligen Christnacht zu sich berufen hätte. Andere pfiffige Seelen fragten, ob nicht heutzutage, wo die Menschen zu fliegen anfingen, einer über Nacht durch die Luft hätte ansausen und ihren schönen kupfernen Hahn von der Turmspitze wegstehlen können. Und am liebsten hätten diese einen Prozeß mit allen fliegenden Menschen um den verlorenen Hahn angefangen.

Da dies aber schlecht anging, fand das ganze Dorf bald einstimmig einen andern Sündenbock, das war der Nachtwächter. Dieses Auge, das die Gemeinde bei Nacht wie ein Hase aufstehen hatte, war ohne Zweifel in jener schrecklichen Nacht der Untat eingeschlafen.

Er behauptete zwar, daß er um die Stunde, da der Diebstahl vor sich gegangen wäre, gerade am andern Ende des Dorfes ein paar Landstreicher aufgestöbert hätte.

Aber eine genauere Untersuchung ergab, daß er seit seiner Amtsführung keine Nacht außer dem Wirtshause zugebracht hatte, in dem er in der Regel bis zwei Uhr trank, um von da an bis zum Morgen ebenso regelmäßig zu Hause auf dem Strohsack neben dem Bernhardinerhund seinen Rausch auszuschlafen. Er ward darum infam seines Amtes entsetzt, und die kleinsten Kinder sahen ihn seitdem, wenn nicht von oben herab, so doch von unten herauf mit Verachtung an.

Nur zwei wußten im ganzen Dorfe, wer den Hahn in jener fürchterlichen Nacht hoch oben vom Kirchturm gestohlen hatte: Das war der Mond und der Schneider Proll, der Täter in eigener Person. Der Mond, der sich in dieser entsetzlichen Nacht erst spät erhoben hatte, weil er sein abnehmendes, schiefes Gesicht nicht gerne vor den Leuten sehen lassen mochte, war ganz erstaunt, als er auf einmal den windigen Schneider schon hoch an dem Turme zur Spitze hinaufklettern sah. Der Kerl mußte die Kirchtür hinaufgeklommen sein und das Mauerwerk an den Kirchfenstern hoch, auf deren Stabwerk er sich stützte, bis zu der Feuerleiter, die zu dem Turme führte. Nun kletterte er emsig, in Schweiß gebadet, die Rinne entlang, mit den Füßen auf den Sparren und Haken, die die Dachdecker für ihr Gewerbe benutzen, das Schieferdach des Turmes in die Höhe, wobei er sich mit den Händen an dem Draht des Blitzableiters festhielt und hinaufzog. Der Mond wurde fast schwindlig, als er den kleinen klapperdürren Mann, der über sein Nachthemd nur eine karierte Hose mit grüngestickten Trägern angezogen hatte, auf grauen wollenen Socken so wie eine Fliege am Fenster den breiten hohen

Turm heraufklettern sah. „Wenn er sich nur nicht den Hals bricht!“ dachte er, als der Schneider mit auseinandergespreizten Spinnebeinen sich immer höher mühte. „Dort der Haken sitzt morsch in der Verschalung! Ich will dem leichtsinnigen Wagehals ein wenig leuchten, da ich nun einmal der Schutzpatron der Diebe bin. Halt dich fest, Langfinger! Jetzt gilt es einen letzten großen Satz!“

Indessen war der Schneider Proll, auf dem äußersten höchsten Haken stehend, hoch oben angelangt. Sein Herz klopfte ihm wie ein Hammer auf dem Amboß, seine Haare klebten schweißnaß an seinem Kopfe, als sei er aus dem Bade gekommen. Herunterzusehen in die finstere Tiefe wagte er nicht, sonst wäre er mitsamt seinem Schatten übereinander vor Grausen hinuntergepurzelt. So klammerte er sich mit dem linken Arm ängstlich um die Turmspitze und hielt sich wie an eine Geliebte zitternd an ihr fest, während er mit der rechten Hand eine Feile aus der Hosentasche zog und sich ächzend daran machte, den stummen kupfernen Hahn, der auf zwei Krallen oben auf dem Turme festgeschmiedet war, herunterzuholen. Ein Stück Schiefer löste sich bei dieser mühsamen, langsamen Arbeit unter dem Schneider aus seinem Nagel und schlug schleifend das Dach hinunter in die Tiefe. Fast wäre Proll vor Schrecken mit hinuntergesaust, wenn nicht im gleichen Augenblick der Hahn unter seiner Feile abgebrochen wäre und ihm wie tot, den Kopf nach unten, in der linken Hand, die ihn schnell aufgriff, gehangen hätte.

„Gottlob!“ sagte der Mond fast laut, der diesem sonderbaren Diebesstreich mit ungeheurer Spannung zu-

geschaut hatte, und leuchtete nun dem zitternden Schneiderlein, als es keuchend mit seiner Beute den gleichen Weg hinunterstieg. Ein leichter warmer Westwind hatte sich erhoben und stieß ruckweiße, wie ein Schnarchender, um den Turm. Proll sah im Mondlicht jeden Schiefer, jeden Haken und Nagel ganz genau, während sein Schatten bald über ihm, bald unter ihm ihn lang oder kurz nachäffte. Behutsam stieg er herunter, mit der heißen Linken sich fest an den Draht des Blitzableiters haltend und die Haut sich wund scheuernd, während die Rechte stolz den schweren gestohlenen Gockelhahn trug. Ganz goldig sah der graue Schieferturm der Kirche im Schein des Mondes aus. Der Wind blies leise die Halme der im Winter verlassenen Vogelnester an dem Turme wie die fahlen Haare eines Toten spielerisch hin und her. Den First entlang, wo Sonne und Wind nicht hindringen konnten, lag noch ein Streifen Schnee vom letzten Schneefall wie Zucker dünn auf das Dach gestreut, an dem das halb schwitzende, halb fröstelnde Schneiderlein Haken nach Haken hinunterkletterte.

Als er endlich unten angekommen war und die breite feste Erde unter seinen vor Erschöpfung bebenden Beinen fühlte, blickte er noch einmal voll Bewunderung vor sich an der hohen Masse empor, die er um ihren Kopf gebracht hatte, wie einer, der eine siegreiche Schlacht geschlagen hat. Dann rannte er, den riesigen kupfernen Hahn, der wehmütig seinen Kopf und Kamm hängen ließ, fest unter den Arm gekrampft, spornstreichs durch die leeren, hallenden Gassen nach Hause in sein Bett. Er verbarg das große alte Tier unter dem breiten Strohsack, auf dem er lag, streckte sich selbst, angezogen wie

er war, vor Erregung fast zerbrochen, der Länge nach aus, und kein Held ist nach einem Siege in seinem Lager über seiner Beute glückseliger eingeschlafen als der Schneider Proll über dem kupfernen Kirchturmhahn, den er erobert hatte.

Wie in aller Welt war nur diese arme schwache Schneiderseele auf diesen gewaltigen großen Gedanken gekommen, die Gemeinde, in der er seit seiner Geburt über sechzig Jahre lang als ehrsames, friedfertiges Mitglied lebte, um ihre stumme Spitze, den Turmhahn, zu bringen? Er war freilich zeitlebens ein nicht ganz gewöhnliches Menschenkind gewesen, weil er sich, seitdem er lesen gelernt hatte, sehr viel mit laufenden Staatsdingen befaßte. So geschah es wohl, daß man ihn manchmal an einer Straßenecke stehen sah und laut vor sich hinsagen hörte: „Es ist nicht ganz sicher, ob Bismarck die Sache völlig richtig gemacht hat!" oder „Man kann die afrikanischen Verhältnisse von hier aus nur schwer übersehen!" Oder daß man ihn auch in lustig wirkender Verzweiflung aufächzen hörte: „Der Kaiser! Ach ja! Dieser Kaiser?"

Vollends seit seine Frau, die für ihn das, was das Parlament für einen Minister ist, gewesen war und stundenlang seine politischen Reden und Offenbarungen ohne Widerspruch angehört hatte, im vorigen Jahr gestorben war, war er ganz hinterköpfig geworden. Stundenlang konnte er nach der Arbeit bei seiner Lampe und seiner Pfeife über den Zeitungen brüten, die er irgendwie nur erwischen konnte. An Sonntagnachmittagen, wenn er zum Kegeln ging, konnte man jetzt wohl Äußerungen von ihm vernehmen wie: „Man wäre auch etwas

Höheres geworden, wenn man nicht in diesem Dorfe zur Welt gekrochen wäre!" oder „Wenn man so liest, was in den großen Städten alles geschieht, kann einem sein Leben verloren vorkommen!" Dies Gefühl wurde immer größer in ihm, daß er nichts Rechtes erlebt hätte in den mehr als sechzig Jahren, die er auf der Erde herumschneiderte. Schere, Nadel und Bügeleisen, viel mehr hatte er kaum von der Welt gesehen, so schien es ihm oft. Da draußen um ihn gingen Taten vor sich, schöne und schauerliche, die er tagtäglich in den Zeitungen las. Dort wurden Menschen ermordet, hier stürzten Bergwerke ein, da erstickte Vieh. Heute verbrannten Häuser, gestern gingen Schiffe unter, vorgestern stießen Eisenbahnzüge zusammen. Morgen würde irgendwo ein Erdbeben sein, und übermorgen vielleicht wieder irgendein spannender Diebstahl oder eine Wechselfälschung geschehen und in der Zeitung stehen. Nur mit ihm ging gar nichts vor. Er lebte still und brav an den Ereignissen vorüber, sein Name würde nur als Todesanzeige in die Zeitung kommen. Von ihm gab es nichts zu erzählen, als daß er eine ehrliche Haut gewesen war, von der Schule bis zum Tode, und das war bekanntlich nicht wert, gedruckt zu werden.

Wenn sein Leben nur eine einzige Tat aufwiese, die nicht langweilig wäre, von der man sprechen und schreiben könnte! — Wenn es *ein* Abenteuer in seinem Schneiderdasein gäbe, mit dem man prahlen könnte! Wenn er einmal nur etwas Großes, Außergewöhnliches ausführen könnte, von dem man in Berlin und Paris reden würde! Wenn er sich durch eine Heldentat über Nacht zum ersten Mann in der Gemeinde über den

dummen Bürgermeister, den er längst überschaute, über den hochwürdigen Herrn Pfarrer selbst hinaufschwingen könnte!

So kam es, daß der Schneider Proll in der heiligen zweiten Christnacht sich den schönen, kupfernen, schweren Gockelhahn herunterholte, der oben auf der Kirchturmspitze mit seinem Glänzen zuerst und zuletzt im Dorfe den Tag erschaute, und an dessen Kamm sich Abendrot und Morgenrot verblutet hatten. — — Die ersten Stunden und Tage nach diesem fürchterlichen Ereignis hielt sich Proll so still, als es für ihn, einen anerkannten Politiker, nur eben anging. Eine unsägliche Angst ergriff ihn, als er überall, wohin er kam, mit Entsetzen und Abscheu von diesem gotteslästerlichen Kirchenraube reden hörte. So schlimm und gewaltig hatte er sich seine Tat gar nicht vorgestellt, wie die Leute sie machten. In ihrem Munde wurde die Sache etwas ganz anderes, viel weniger Herrliches, Großes und Kühnes, als welches sie für ihn dort oben im Mondenschein zwischen Leben und Tod hängend gewesen war. Sie schienen die Größe seiner Handlung ganz über dem Verbotenen, das sie so nebenbei an sich hatte, zu übersehen.

Erst als die Entrüstung sich allgemach legte, fingen schönere Tage an für Proll. Man begann den Fall nicht mehr ganz so traurig zu nehmen und eine kurze Weile sich mehr um das Absonderliche der Sache voller Neugierde zu bekümmern.

Das waren die seligsten Tage im Leben Prolls, da ihn einer oder der andere gelegentlich auf der Straße anhielt und, mit dem Finger auf die leere Kirchturmspitze hinweisend, ihm sagte: „Es muß doch ein ver-

teufelter Kerl gewesen sein, der so etwas um Mitternacht zu tun gewagt hat! Ich käme bei hellem Tage nicht lebendig hinauf und herunter!" Dann kicherte der Schneider vor Wonne in sich hinein und erklärte: „Was, Meister! Das ist doch noch einmal etwas!" Und wenn er nachts in seiner stillen Behausung über dem gestohlenen Tier sich ausstreckte, das unter dem Strohsack vor Schmerz allen Glanz verlor und wie ein Gefangener im Finstern immer mehr erblindete, kam er sich mit Recht als der erste Mann in der Gemeinde vor, von dem alle Welt mit Bewunderung sprach, und schlief glückstrahlend wie ein Kaiser mit seiner Krone ein.

Aber auch diese schöne, kurze Frist in seinem Leben verlief ebenso schnell, wie die langen, leeren Jahre vorher. Allmählich gewöhnten sich die Leute im Dorfe an die neue Kirchturmspitze. Der kupferne Hahn war nur ein hübscher, aber entbehrlicher Zierat dort oben gewesen. Ja, wenn er noch gekräht oder sonst einen nützlichen Wert gehabt hätte! Aber er war doch nur ein Stück Kunst gewesen, das man ebensogut vermissen konnte. Der Blitzableiter war noch oben; das genügte für die Lüfte. Und die Menschen brauchten nicht in den Himmel zu starren. Es gab genug auf Erden für sie zu tun. Der Schneider Proll wurde ganz unglücklich über diese Wandlung in der Volksstimmung. Er hätte jeden verklagen mögen, der nicht mehr von dem verschwundenen Turmhahn redete. Jetzt war er es, der die Leute oft auf der Straße anhielt und mit beiden Händen auf die kahle Kirchturmspitze wies und so laut als möglich schrie, daß alle, die vorbeikamen, es hören sollten: „Wo mag nur der Hahn dort hingeflogen sein? Es

muß doch ein Tausendsassa gewesen sein, der ihm den Hals umgedreht hat, wenn es nicht der Teufel selber war! Hat man noch immer keine Spur von dem Täter?" fragte er weiter, „trotz des Steckbriefes? Großer Gott! Was heutzutage für Dinge geschehen in der Welt!"

Dies letztere sagte er gewöhnlich für sich allein. Denn kein Mensch hatte mehr Lust, an den alten, toten, zwecklosen Turmhahn zu denken, und machte sich achselzuckend von dem ewig über ihn redenden Schneider Proll an seine Arbeit fort. Man nahm es als eine Alterskrankheit hin, daß der ehrsame biedere Schneidermeister, dessen Großvater schon im Orte ansässig und als Kannegießer gewesen war, nichts anderes mehr als von dem gestohlenen Hahn, den der Pfarrer selbst vergessen hatte, erzählen konnte. Wie man alte Invaliden noch respektvoll von Sedan erzählen läßt, so gewöhnte man sich daran, ihn teilnahmlos anzuhören, wenn er von dem wunderbaren Vogel redete, der wie Gold hoch am Himmel über dem ganzen Dorf gestrahlt hätte, und dann die tollsten Vermutungen darüber anstellte, von wem dieses ungeheuerliche Teufelswerk wohl ausgeführt worden wäre.

Nur der Nachtwächter, der seit seiner Entlassung nicht mehr viel Geld zum Trinken hatte und darum tückisch geworden war, wurde mißtrauisch ob dieses ewigen Geredes über den verherten Hahn, dessen Verlust keiner außer ihm noch verspürte.

Und eines Sonntagnachmittags, als Schneider Proll wie regelmäßig zum Kegeln gegangen war, wo er nur mehr zusah, um ausschließlich von dem verzauberten

Turmhahn sprechen zu können, brach der Nachtwächter heimlich Prolls stets verschlossene Tür mit einem Dietrich auf und kam nach wenigen Minuten triumphierend heraus, den Hahn, der vor Grünspan entstellt wie ein Kadaver aussah, in der Hand schwenkend.

Am andern Morgen, als Schneider Proll ins Gefängnis abgeführt wurde, ward der Hahn, der indessen wieder blank geputzt worden war, daß die Sonne sich in ihm spiegeln konnte, unter dem Jubel des Dorfes vom Dachdecker auf die Turmspitze zurückgebracht und der Nachtwächter in aller Stille vom Bürgermeister in sein altes Amt zurückgeführt.

Nun prangt der kupferne Hahn, während Proll seine Strafe abbüßt, wieder seit Wochen in den Lüften hoch über der ganzen Gemeinde. Und schon sieht keiner mehr nach ihm in die Höhe!

Der Papagei

Das arme kleine Mädchen, Agathe hieß sie, war schon lange brustkrank. „Vielleicht hilft ihr der Süden wieder auf!“ meinten die Ärzte, die man fragte, weil sie sahen, daß da nicht mehr viel zu retten war, und sie die Verantwortung von sich abschieben wollten. So war sie zwei Winter über mit den Schwalben und Zugvögeln fortgewesen, dort, wo die Sonne noch nach dem Herbst regiert, wo es keinen Schnee, nur warmen Regen gibt. Und wo man zu Weihnachten sich im Freien die Backen rösten lassen kann, statt die erfrorenen Hände über das offene Feuer halten zu müssen, in das man am liebsten selbst hineinkriechen möchte. Nur war sie im Frühjahr wieder heimgekehrt in den Norden, noch immer schwach und dünn und stets außer Atem. Und die Todesrosen blühten auf ihren Wangen, wie die Mägde in der Küche sagten.

Mit scheuen, fremden Augen sah sie sich daheim um, wie alles so sonderbar ernst und dunkel in dem fahlen matten Licht stand, das von dem meist bedeckten Him-

mel hier in die Stuben drang. Sie mußte fast immer im Bett liegen. Ihre Eltern und Geschwister sah sie selten. Nur das mürrische ältere Fräulein mit den kleinen kurzsichtigen Augen, das auch mit ihr in den Süden und in die Sonne gereist war, war stets um sie. Eines Mittags im Mai, als die Sonne draußen ganz warm vom blauen Himmel schien, über den zuweilen runde weiße Wolken wie Schwäne zogen, ward sie ausgefahren. Es ging in einen großen Garten, der im ersten neuen Grün wie frisch angestrichen dalag. Das arme kleine Mädchen sah in ihrem Fahrstuhl zurückliegend immer in die zartgrünen Wipfel der Bäume über sich hinein und fror vor Ergriffenheit unter ihren warmen dicken Decken. Im Teich, an dem sie vorbeikamen, standen große rosarote Vögel auf einem Bein und rührten sich nicht. Nur ihre Schnäbel klapperten zuweilen wie große hölzerne Scheren. Ein Springbrunnen schoß seinen Strahl hoch in die Sonne empor, die sich in seinem Sprühen in Regenbogenfarben zerteilte. Aber der kranken Kleinen kam alles noch kalt und kahl vor. Und die Tiere, die sie zuweilen von ihrem Wagen aus in Käfigen hinter Stangen weltschmerzlich hin- und hergehen sah, dauerten sie aus Herzensgrunde.

Plötzlich kamen sie in eine hohe, lichte, eben dünn überlaubte Allee, in die überall von oben her noch das Himmelslicht hineinblitzte, so daß alles in ihr wie goldgescheckt aussah. Und auf einmal hörte das Kind ganz seltsame Laute, menschenähnlich und doch wieder fremd, wie unsereins wohl im Sommer Schauspieler auf einer Freilichtbühne aus der Ferne sprechen hört. Und sie sah vom Fahrstuhl aus das Bunteste, was sie je gesehen

hatte: große, rote, blaue, grüne und graue Vögel mit kleinen, beweglichen, lebhaften Augen und dicken, schwarzen Schnäbeln, mit denen sie überall herumhackten. Sie saßen in runden Drahtringen, die an Pflöcken gespannt hingen, und schaukelten sich mit ihren Krallen in ihren Ringen ausgelassen hin und her. Und dazwischen schwatzten sie alles mögliche Kauderwelsch, schrien einander oder den Menschen, die vorbeigingen, allerlei zu und schienen sich heimlich und heimtückisch zu freuen über die Verwirrung, die sie mit ihrem Sprechen anrichten konnten.

Bei einem großen, blauen und roten Vogel, den die Sonne, ganz verliebt in seine auffallenden Farben, grell beschien und der stumm wie ein Philosoph mit scheuem Augenrollen still auf seinem Ring saß, machte der Wagen, den das Fräulein schob, halt. Das Tier trug wie die meisten den einen Fuß über der Kralle in einem Ring, der mit einer Kette am Pfahl befestigt war, damit es nicht wegfliegen konnte. Nebenan war der Kinderspielplatz, und man hörte wohl die Jugend von dorther aus dem Sand oder von den Schaukeln oder Turngeräten kreischen und jubeln und schreien. Was die Vögel in ihren Ringen hin und wieder als ein lebendiges Echo nachahmten, so daß es gespenstisch und unheimlich in dem schattigen Gang widerklang: „Eins, zwei, drei! Fang schon!" „Ich bin aus!" „Herzensfrei!"

Die kleine Agathe starrte aus ihrem Fahrstuhl immerzu voll Bewunderung auf den bunten, herrlichen Vogel, der da gefesselt wie ein verzauberter Prinz in seinem Ring vor ihr hing. „Ach, wer den haben könnte!" dachte sie immerzu. Und auf einmal sagte sie es ganz laut.

Da traten ihre Eltern, die sie aus der Ferne eine Weile ängstlich und kummervoll und auch etwas peinlich berührt betrachtet hatten, herzu. Und da man ihr kein Spielzeug wie ihren andern Geschwistern schenken konnte, die nebenan auf dem Spielplatz mit Reifen und Springseil und Schiebkarren sich fröhlich herumtummelten, so entschloß man sich, ihr den großen, roten und blauen Vogel zu kaufen. „Denn sie muß schließlich auch etwas von ihrem Leben haben", wie man sagte.

So schön hatte die kleine kranke Agathe noch niemals geschlafen wie in der Nacht auf diesen Nachmittag. Und als sie am andern Morgen früh die Augen aufmachte — sie wußte gar nicht, aus welchem wollustähnlichen Glücksgefühl heraus — und das bunte Tier erst noch wie in ihren Träumen und dann in dem großen neuen Käfig neben ihrem Bette sah, da klatschte sie unwillkürlich mit ihren dünnen, bleichen Händchen zusammen. Aber diese glücklichste Bewegung ihres Lebens kam ihr auch nur einmal. Denn gleich hinterdrein wurde sie fast traurig und neugierig. Was schwieg dieses fabelschöne Tier so eigenwillig und verstockt in sich hinein? Gewiß, wenn es sprechen würde, es müßte tausendmal schöner reden als alle seine schwatzhaften Kameraden in den Ringen in dem sonnigen Garten gestern nachmittag! Wie sich sein farbiges Gefieder ansah, so lieblich und volltönend mußte sich sicherlich seine Stimme anhören, die es jetzt scheu wie einen Schatz in sich verschloß! Sicherlich, es war traurig, das sah man seinen schwarzen, runden Äugelchen an, aus denen es mißmutig und ernst wie ein Kranker die Menschen und Dinge um sich ansah.

Den ganzen Tag grübelte die Kleine in ihrem Bettchen darüber nach, was wohl der Grund sein könnte für die Traurigkeit des bunten Vogels! Sie durfte nicht aufstehen. Denn draußen regnete es immerzu in langen Streifen, und wenn sie ihren Kopf zum Fenster wandte, schien es ihr, als ob die Scheiben heute mit grauem Papier zugeklebt wären. Das ältere Fräulein saß eine lange Zeit an ihrem Bett und las ihr etwas vor. Aber die kranke Agathe merkte bald die Teilnahmlosigkeit dieser Stimme mit ihrem Schicksal und bat sie, aufzuhören. Hin und wieder kamen und guckten ihre Eltern oder Geschwister in ihr Zimmer hinein, um sich schnell und wie befreit wieder fortzumachen. Einmal sagte einer: „Warte nur! Er ist noch scheu und fühlt sich fremd hier. Bald wird er schon anfangen zu sprechen."

Da sah sie ihren blau und roten Wundervogel mit verliebtem Verständnis an und dachte: „Wir beide wissen den Grund." Gegen Abend überfiel sie ein kaltes Fieber wie gewöhnlich, und sie schüttelte sich vor Frost. Man gab ihr etwas ein und ließ sie allein mit ihrem großen Vogel, der in seinem Käfig neben ihrem Bette sie stumm und würdevoll wie ein alter Arzt bewachte. Ihre Stirn wurde feucht, und wie sie noch das bunte, ernste, fremde Tier glücklich aus blinzelnden Augen anschaute, fing sie an, einzuschlummern. Da plötzlich wachte sie wie von einer jähen Eingebung auf, tappte sich auf schwachen, fast zerbrechenden Beinen vom Bett ans Fenster und öffnete es leise.

Draußen hatte die Sonne, wie oft am Abend langer Regentage endlich die Wolken durchbrochen und stach ihr auf einmal blitzend in die Augen, daß sie nichts von

der in der Abendröte schimmernden Herrlichkeit draußen sehen konnte. Nichts von den blühenden Bäumen im Garten, deren weiße Zacken im Abendwind die Regentropfen abzitterten, noch von den Magnolien unter ihrem Fenster, die von der Nässe des Tages schwer ihre vollen, gelb gewordenen Blütenblätter wie welke Schalen leise niederfallen ließen.

Ganz zaghaft, aber ganz entschlossen führte sich die kleine Kranke, an Tisch und Stühlen sich haltend, zum Bett zurück. Mit beiden Armen umfaßte sie den Käfig, in dem ihr bunter Vogel saß, und trug ihn schwer atmend bis zum offenen Fenster hin. Sie wollte ihm noch etwas zuflüstern, aber sie vermochte es nicht. So machte sie denn nur noch das Gittertörchen zu seinem Gefängnis auf und taumelte in ihre heißen Kissen zurück. Und dann träumte sie davon, daß nun ihr verwunschener Vogel endlich wieder ohne Käfig, ohne Kette seine Freiheit genießen würde. Und daß er wie ein König draußen gefeiert werden würde von allen andern, die kein so prächtiges, märchenhaft schillerndes Gefieder trügen wie er. Und daß er draußen in der Sonne, in der freien Luft, die ihm wie ihr fehlte, wieder sprechen lernen und seine Stimme finden würde, die hier in dem kahlen, kalten Zimmer nur wie das Fenster beschlagen war. Und daß er morgen wiederkäme und dann zum ersten Male vor Freude zu ihr sprechen und ihr erzählen würde, wie man ihm zugejubelt und ihn geehrt und vor allem Getier als den schönsten geachtet hätte.

Indessen sie so träumte und phantasierte, war der Vogel, von der untergehenden Sonne angelockt, behut-

sam aus dem Käfig herausgehüpft. Er pickte eine Weile neugierig an dem frisch gestrichenen Fensterbrett herum, das — als sei er noch nicht bunt genug! — seine Krallen und seinen Schnabel häßlich grün färbte. Er wäre wohl gar nicht weitergeflogen vor lauter Scheu, wenn nicht eine Schar grauer Sperlinge, die hier gewöhnlich Brosamen fanden, ihn mit höhnischem Geschrei noch ängstlicher gemacht und von dort oben verjagt hätten. So ließ er sich denn, der mit seinen steifen, in der Gefangenschaft gestutzten Flügeln kaum fliegen konnte, in den Magnolienbaum herabfallen. Aber dort unten verscheuchte ihn eine alte schwarze Katze, die ihn aus Wut über seine Ungewöhnlichkeit anfauchte. So hüpfte er denn mit vieler Mühe wieder höher und barg sich schließlich ganz oben in den Zweig eines schneeweißen Blütenbaumes.

Er war fast froh, als der Abend kam und den letzten roten Schimmer von dem feuchtglänzenden Garten weglöschte. Wiewohl er nun im Dunkeln schwerlich mehr das Fenster finden würde, durch das er in diese ihm feindliche nördliche Natur hinausgehüpft war. Aber er blieb jetzt im Finstern wenigstens von Feinden und Fremden und Spöttern verschont. So hockte er oben in dem weißen Zweig unbeweglich und sah ruhig zu, wie alles düster wurde und die Farben im Garten in ein weiches langweiliges Grau ausliefen.

Es wurde immer kälter um ihn, und ihm fror in seiner leichten bunten Tracht sein bißchen Blut fast zu Eis. Die Nacht war aufgezogen, und der Himmel hatte sich wieder verhängt. Ein schwacher Mondschein drang wie durch dicke zugezogene helle Vorhänge gedämpft

durch die Wolken. Die weißen Blütenbäume standen in ihren dünnen schneeigen Schleiern fröstelnd wie Kommunikantinnen im Garten. Der arme bunte Vogel krallte sich vor Kälte immer fester in den Zweig, auf dem er saß, und biß sich schließlich vor Schmerz noch mit dem krummen Schnabel an den Baum an. Er kniff vor Kälte halb bewußtlos ein paarmal die Augen ein und fing an zu träumen.

Er besann sich noch auf das Schiff, das ihn in dieses kalte Land gebracht hatte. Tief unter dem Verdeck mit einem alten kranken Affen, der unterwegs gestorben war und ins Meer geworfen wurde, hatte er die finstere Fahrt machen müssen. Aber was vorher gewesen war, fiel ihm nur mehr in flüchtigen, verwischten Bildern ein: Er sah ein Meer, das so blau war wie sein Gefieder, sah kahle, rote Felsen und hin und wieder weiße Häuser darauf verstreut, und Bäume wie gelbe Fächer ausgespannt und Sträucher mit dicken Blättern, auf denen bunte Vögel wie er saßen und mit krummen Schnäbeln hineinpickten. Und über all diesem brannte immerzu eine unermüdliche gelbe Sonne vom blauen Himmel, an der sich Menschen und Tiere und Steine wärmten.

Und plötzlich mußte der frierende Vogel an den hiesigen häßlichen mürrischen Wärter denken, der ihm seine plumpe, harte Sprache hatte aufzwingen wollen und der ihn roh ausschimpfte, wenn er eigensinnig in sich hineingeschwiegen hatte. Er konnte sprechen, er hatte schon gesprochen daheim, wo er alles, was er hörte, nachgeahmt hatte. Und er sagte sich eine Reihe jener fast vergessenen alten Laute vor, die ganz un-

heimlich wie die Schreie eines Wilden aus dem weißen Birnbaum in die helle, kalte Nacht um ihn hinausklangen. Wie das heiße Klagen und Kosen eines fremden Weltalls tönte es in den kühlen, kahlen, nordischen Garten, der keusch im matten Mondlicht blühte. Und die Gedanken des Vogels zogen wieder dorthin, wo es bunt und heiß war, und er krampfte sich vor Kälte sterbend mit seinen Träumen ebenso fest in jene Erinnerungen, wie er sich mit den Krallen in den Blütenzweig festgeklemmt hatte.

Am andern Morgen ging die Sonne strahlend und siegreich auf, rot vor Zorn über die Nacht, die ihr den schimmernden Frühling hatte verderben wollen. Das kranke kleine Mädchen sah erwacht voll Kummer und Verwunderung den leeren Käfig an. Man wollte sie nicht schelten wegen des fortgeflogenen Vogels, weil sie gar so schwach die Augen aufgeschlagen hatte. Gegen Mittag bat sie, man möchte sie ein wenig in den Garten fahren. Und da die Luft nun wieder draußen ganz warm geworden war, willfahrte man ihr, und sie ward hinunter in ihren Fahrstuhl getragen. Sie lächelte vor Seligkeit in der Sonne matt über ihr Gesicht. Sie glaubte, in jedem Augenblick müsse ihr schöner bunter fremder Vogel angeflogen kommen und sich ihr leise auf ihren Scheitel setzen.

Sie wurde langsam unter den blühenden Birnbaum geschoben, der in der Sonne mit seinen weißen Blüten wie ein hohes heiliges Sakramentshäuschen emporschimmerte. Sie sah voll glücklicher Erwartung zu seiner glitzernden Spitze schwach hinauf, die schon von den ersten Bienen umschwirrt wurde. Ganz weit bog sie den

Kopf zurück voll zitternder Freude, weil nun sicherlich ihr bunter Freund sie nicht mehr lange warten lassen würde.

Da löste sich plötzlich etwas Schweres aus dem Baum. Der erfrorene bunte Vogel, der sich in seinem Todeskrampf fest in den Zweig gekrallt hatte, war vielleicht von der Sonnenglut, vielleicht von der eigenen Last, zum Fallen gebracht worden, und rauschte nun raschelnd hernieder. Einen Schneeregen kleiner, in der Nacht erfrorener Blüten stieß er wie einen großen weißen Schweif mit von den Zweigen hinter sich her und sank dann schwer in seinem bunten, steif gewordenen Gefieder auf den Schoß des kranken Kindes.

Alle entsetzten sich. Die Kleine selbst wurde ohnmächtig vor Schreck und Schmerz. Sie starb noch am selben Abend. Ganz leise, ganz plötzlich.

Eichendorff

Quasi una fantasia

Laßt uns in die Wiesen gehen und unsern Kopf ins Gras legen! Auf die offene Hand zwischen Hahnenfuß, Kuckucksnelken, Löwenzahn, Maßlieb, Wegerich und Glockenblumen. Daß wir den bitteren, verworrenen Duft einatmen, der aus solch einer Wiese wächst. Und dann mag einer anlesen oder eine; doch eine schöne weiche Stimme muß es sein. Still! Laßt uns hören, hören, hören!

Die Nachtigallen

Möcht' wissen, was sie schlagen
So schön bei der Nacht,
's ist in der Welt ja doch niemand,
Der mit ihnen wacht.

Und die Wolken, die reisen,
Und das Land ist so blaß,
Und die Nacht wandert leise,
Durch den Wald übers Gras.

Nacht, Wolken, wohin sie gehen,
Ich weiß es recht gut,
Liegt ein Grund hinter den Höhen,
Wo meine Liebste jetzt ruht.

Zieht der Einsiedel sein Glöcklein,
Sie höret es nicht,
Es fallen ihr die Löcklein
Übers ganze Gesicht.

Und daß sie niemand erschrecket,
Der liebe Gott hat sie hier
Ganz mit Mondschein bedecket,
Da träumt sie von mir.

Alle schwiegen jetzt. Die Stimmung des Gedichtes klang in jedem nach und verwehte ganz langsam wie ein schwerer Wohlgeruch. Plötzlich fragte jemand: „Was für ein Mensch war das eigentlich, der dies geschluchzt hat?" „Nein! Nicht davon sprechen", rief Rosa leidenschaftlich. Sie hatte den Kopf in ihren rechten Arm gelegt und lauschte verträumt in sich hinein.

„Warum nicht?" meinte der Geistliche, der mit hinausgekommen war. „Sein Leben ist einfach und großartig gewesen. Wie ein Psalm hört es sich an. ‚Ich bin ein Gast auf Erden. Herr, verbirg deine Gebote nicht vor mir', spricht es von Anfang bis zu Ende."

„Ach was! Rosa hat recht!" stellte der Freigeist der Gesellschaft mit seiner kühlen Sonde fest: „Eichendorff, Sproß eines streng katholischen schlesischen Adelsgeschlechtes. In Lubowitz bei Ratibor auf seinem später

unter den Hammer gekommenen Familiensitze geboren. Als Kind Waldmensch und schon dadurch prädisponiert zur Schar der Virorum obscurorum. Von der Erziehung durch den Kaplan zur Erziehung ins Konvikt nach Breslau verschickt. Seine Vornamen: ‚Joseph Karl Benedikt'."

Rosa sprang auf, entsetzt über den Bundesgenossen, den sie gefunden hatte. Sie riß dem Vorleser das Buch aus der Hand und lief damit fort. Zu dem Gebüsch in der Ferne, dort allein für sich weiterzulesen.

Der Geistliche sah ihr lächelnd nach, wie dem Mädchen aus der Fremde: „Warum ereifern Sie sich derartig, junger Freund. Soll ein vortragender Rat im preußischen Kultusministerium, Abteilung für katholisches Kirchen- und Schulwesen — in dieser Stellung war er jahrelang, wenn ich nicht irre! —, denn ein Ketzer sein?"

„Nicht doch!" brummte der Freigeist. „Wenn er nur mehr gedacht hätte! Hier oben dies Schlüsselkörbchen" — er klingelte mit seinen harten Händen vorn an seine härtere Stirn — „war nicht in bester Ordnung bei ihm." Dann, als er das Lächeln des Geistlichen sah, begab er sich gleichfalls fort, Rosa aufzusuchen und ihr den Kopf zurechtzusetzen.

„Unseliges Deutschland!" murmelte der Älteste der Gesellschaft vor sich hin — Klementius nannte man ihn. „Wirst du denn nie aufhören, mit dir im Streit zu liegen wie ein gespaltener Wurm? Muß denn Vernunft und Schwärmerei sich ewig bei euch anfallen, statt miteinander Frieden zu schließen wie in jenem Dichter, der am Abend sang:

Dämm'rung will die Flügel spreiten,
Schaurig rühren sich die Bäume,
Wolken zieh'n wie schwere Träume —
Was will dieses Grau'n bedeuten?

und am Morgen darauf schreiben konnte: ‚Hoch- und wohlgeborner Freiherr von Altenstein! Hochgebietender Herr Wirklicher Geheimer Staatsminister! Euer Exzellenz hatten die Gnade, mir in diesem Jahr schon einmal Urlaub zu bewilligen. Ich erlaube mir daher nur in Anbetracht ganz besonderer Umstände zu bitten, mir in hochgeneigter Berücksichtigung der Verhältnisse noch einen weiteren Urlaub gnädigst erteilen zu wollen. In ehrfurchtsvoller Ergebenheit Eurer Exzellenz ganz gehorsamster von Eichendorff."

„Verzeiht mir, Klementius!" entgegnete der Geistliche, „wenn ich streitbar geworden sein sollte. Doch ich kann unmöglich einen so rechtschaffenen, genauen preußischen Beamten, wie er war, vor die Trottel gehen lassen."

Sie hatten sich erhoben und schritten den beiden Flüchtlingen nach. Der Weg führte sie über einen Bach. Ein Taugenichts hatte sich ihnen angeschlossen, ein verbummelter Student, der schon dreißig Semester darüber nachdachte, was einmal aus ihm werden wollte. Schweigend war er bisher dem Redekampf über den Dichter gefolgt. Als sie nun auf der Brücke standen, die über den Bach führte, stieß er den beiden rücklings die Hüte vom Kopf, daß sie mit dem Wasser von dannen schwammen. „Nichts für ungut!" sprach er entschuldigend. „Das richtige Verständnis für diesen Dichter erfordert

völlige Kopflosigkeit. Ich weiß es, denn ich bin ein Sonntagskind wie er. Sie erinnern sich, daß sein Vater, während er geboren wurde, aufmerksam nach den Sternen schaute. Um anderthalb Minuten ward der Kulminationspunkt des Mondes in jener Nacht von seiner Mutter verpaßt. Diese anderthalb Minuten retteten ihn für den Staat. Denn sonst wär' er völlig mondsüchtig geworden. Nichts für ungut, noch einmal, wegen des Entrechats eurer Kopfbedeckungen! Auch unser Dichter kam in einem Entrechat auf die Erde, mit den Füßen zuerst. Damit begann seine Tollheit. Drunten an der Mühle ist ein Gitter, an dem eure Hüte unfehlbar hängenbleiben müssen. Ich werde sie herausfischen. Auch Euren Dreispitz, Hochwürden! Fürchtet nichts! Man wird Euch indessen, wo man Eure Tonsur sieht, nicht mit Dämlichkeiten verwechseln, wie unsern Dichter, wenn er im Stift Kotzebuesche oder Schröderſche Frauenrollen spielte."

Er schritt den beiden Barhäuptigen, die sich knöternd in das Gegebene fügten, auf dem kleinen Steig voran, der längs des Baches zur Mühle führte. Da kamen ihnen schon zwei Knaben entgegen. „Wie die Engel dem Tobias!" rief der Taugenichts voll Ausgelassenheit. „Man kann euch keinen Schabernack spielen, ohne daß er vom Schicksal ausgeglichen wird. Sie bringen —"

Die beiden Knaben aber brachten ihnen nicht die verlorenen Hüte, wie er annahm, sondern sie trugen, der eine in der Rechten das nasse Buch mit den Gedichten Eichendorffs, der andere in der Linken an rot und weiß durchwirkter Schnur ein Waldhorn, das gleichfalls aus

dem Bach aufgefischt war, wie man an den herabfallenden Tropfen sah, die in der funkelnden Sonne wie Gold glitzerten.

„Ein sonderbarer Fischzug!“ sagte Klementius.

„In der Tat!“ ergänzte der Geistliche. „Man weiß noch nicht, wie man ihn deuten soll.“

„Ich will es versuchen“, unterfing sich der Taugenichts: „Rosa hat sich aus Gram über den Zank und um ihren Dichter von Grund aus kennenzulernen, mit diesem seinem Liederbuch in den Bach gestürzt. Er hat sie hinuntergezogen mit magnetischer Gewalt und sendet uns nun statt ihrer hier dies Waldhorn empor, das ihrem Dichter von all den närrischen verkrümmten Dingen, die ihre innere Musik von sich geben können, stets das Liebste war.“

„Ihr seid ein neunmal verrückter Kauz“, lachte der Geistliche und nahm ihm das Waldhorn aus der Hand, um der Sache näher nachzuforschen.

„Oder“, fuhr der Taugenichts fort zu orakeln: „Es gibt noch eine Lösung: Der Freigeist hat Rosa ersäuft aus Eifersucht auf Eichendorff und sich dann selbst über ihrem nassen Grabe zu Tode geblasen.“

„Es bleibt ‚verworren‘, wie unseres Dichters Lieblingswort war, wenn er sich nicht aus dem Wald der Welt herausfinden konnte“, sagte Klementius und schüttelte den Kopf und die Tropfen aus dem Buch, wobei er las:

Sie hat einen andern genommen,
Ich war draußen in Schlacht und Sieg,
Nun ist alles anders gekommen,
Ich wollt', 's wär' wieder erst Krieg.

„Es gibt nur einen Ausweg hieraus!“ versicherte der Taugenichts. „Aber er fällt nur einem Waldkind wie unserm Dichter oder einem Müllerssohn wie mir ein. Die andern begnügen sich nur damit, es zu beteuern, wenn die Not am höchsten ist. ‚Es ist, um auf die Bäume zu klettern!‘ sagen sie dann. Wir wollen es ausführen! Kommen Sie mit, Herr Kaplan! Diese Linde eignet sich am besten zu diesem Exkurs. Man mag Euch von unten für einen Kardinal halten. Und zwar für einen Dominikaner, was Friedrich von Schlegels höchster Ehrgeiz war, wie Ihr dies in einer Randnote meiner künftigen Doktorarbeit, des Titels: ‚Görres' Einfluß dividiert durch F. Schlegels Weltanschauungsversuche gleich junger Eichendorff, eine Integralrechnung‘, nachlesen könnt.“

„Laßt mich auf dem Erboden!“ wehrte der Kaplan den Taugenichts ab, der schon auf den ersten Sprossen stand und ihn, wie Simeon den Styliten, mit in die Höhe ziehen wollte. „Ihr macht ja einen noch viel verrückteren Kerl als den verteufelten E. T. A. Hoffmann, seinen Mitbeamten, aus unserm frommen Eichendorff, dem Stolz von Maria-Laach, Paderborn und Regensburg. Nein, dahin folg' ich Euch nicht.“ Er wandte sich, weil es ihn an der Tonsur fror, der Mühle zu, um seine Kopfbedeckung zu suchen.

„Euch soll noch spanisch zumute werden, wie ihm, unserm Poeten, an seinem sanften Lebensabend, da er nichts tat wie Calderons Fronleichnamsspiele zu übertragen! Je mehr Ihr Euch mit diesem Dichter abgebt, desto spanischer!“ rief ihm der Taugenichts aus dem Wipfel des Baumes nach. „Seht Ihr nicht, wie er uns jenen Alten dort selbst verzaubert hat?“

Allerdings, Klementius stand noch immer an der nämlichen Stelle, ganz in das Buch vertieft, dessen Blätter er langsam, daß sie in der Sonne trockneten, umblätterte. Leise las er:

Ich weiß einen großen Garten,
Wo die wilden Blumen stehn —

Der Taugenichts hatte jetzt von oben Rosa entdeckt. Sie lag in ihrem roten Kleide wie eine Päonie auf dem grünen Rasen vor dem Schloß, dessen weiße Schornsteine mit feinem Rauch in den Abend schrieben:

Schweigt der Menschen laute Lust:
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust.

Der Freigeist aber stand auf dem Grase vor Rosa. Er raufte sich das Haar und schrie in einem fort, wobei er ganz erschrecklich anzusehen war: „Ich sehe kein Schloß. Ich sehe keine Säulenhalle, noch eine Marmortreppe, noch ein steinernes Wappen über der Gittertür. Ich hör' auch keine Abendglocken und keine Nachtigallen noch Uhren schlagen oder Wasserkünste plätschern. Nein! Das ist alles Phantasie, sag' ich dir, und kommt dir nur aus dem verwünschten Buch, das ich ins Wasser geworfen habe. Wenn ich bloß diesen Eichendorff selber hätt' ersäufen können wie eine überzählige Katze! Er hätte viel früher zugrunde gehen müssen von Rechts wegen. Ein

Duell hat er ausgefochten; daran verreckt man wie Marlow. Die Freiheitskriege hat er mitgemacht; daran hat man ruhmvoll zu sterben wie sein Freund Theodor Körner."

„Schafskopf!" rief der Taugenichts dazwischen aus seinem Baum.

„Hör' den Kuckuck!" seufzte Rosa, während ihr die hellen Tränen die bleichen Wangen herunterliefen.

„Mir hat einer widersprochen!" tobte der Freigeist. „Trotzdem stell' ich fest, daß Eichendorff — Eichendorff, schon der Name ärgert mich, er hat so etwas aufdringlich Schollenhaftes — also, ich stelle fest, daß er, trotzdem er Lützowscher Jäger war, nicht ins Gefecht gekommen und nicht gestorben ist, weder 1813 noch 1815."

„Sondern 1857 in Neiße im Bett, nach vierzigjähriger, spießbürgerlicher, glücklicher Ehe", höhnte der Taugenichts ihn von seinem Wipfel aus. „Alles unromantisch wie Ihr selbst, tiefer Flachkopf!"

„Flacher Tiefkopf!" äffte das Echo bestätigend nach.

„Wer widerspricht mir denn in einem fort?" ereiferte sich der Freigeist.

„Ich weiß es nicht", sagte Rosa seufzend. „Ich sehe nur den wundervollen Pfau, der sein Rad aus tausend Augen schlägt, oder ist es der geblümte Schlafrock des müden Tages oder der Sonnenuntergang?"

Indessen war der Abend in all seiner Pracht emporgestiegen. Es dunkelte. Der Tiefsinn der Nacht nahte. Nur die vergoldeten Wipfel der Bäume und die Vorderseite des Schlosses mit der marmornen Rampe bewahrten noch einen unirdischen Glanz. Die Nachtigallen

schluchzten wie der Dichter um sein totes Kind. Langsam trat ein Stern nach dem andern hervor. Mit zarten goldenen Zeichen stickten sie ihr Nachtgedicht an den Himmel. Das klang, wie Rosa es nachlallte:

Von üppig blühenden Schmerzen
Rauscht eine Wildnis im Grund,
Da spielt wie in wahnsinnigen Scherzen
Das Herz an dem schwindligen Schlund.

Der geistliche Herr war währenddessen seiner Kopfbedeckung nachgegangen. Auf der Mitte des Weges traf er den Jäger, der von der Mühle kam, des Pfarrers schwarzen Dreispitz sowie den Kalabreser von Klementius in seiner Hand haltend. „Muttergottes! Das ist ein schlechter Tausch!" schrie ihn der Jäger von weitem an. „Bringt Ihr mir da mein Waldhorn wieder, das ich auf ewig versenkt zu haben glaubte. Wißt Ihr denn nicht: Kein Postillion darf mehr fahren, kein Waldhorn mehr erklingen, kein Mühlrad mehr klappern, kein Spinnrad mehr surren und kein Mensch mehr schwärmen."

„Es ist eine Zeit," fügte der Geistliche hinzu, sein noch etwas feuchtes Hütchen aufsetzend, „wie zur Zeit Kaiser Maximilians, da man Amerika entdeckte samt der Buchdruckerkunst und den Geist auf Pressen zog. Die Romantik ist tot, und Eichendorff war ihr letzter Ritter. Was nach ihm noch unter dem Zeichen herumspukt, das sind schwache, nicht mehr lebensfähige Gespenster und Revenants."

„Was ist das, Eichendorff?" fragte der Jäger. „Und wo liegt das?"

In diesem Augenblick sauste von der Linde, unter der sie standen, etwas Schweres herunter.

„Ein Mondstein!“ erschrak der Kaplan.

„Ein Bär!“ spannte der Jäger.

„Keines von beiden“, sagte der Taugenichts, sich auf seine regulären Beine stellend: „Wiewohl mich am besten ein Stern hätte herabschießen müssen, um die Frage des Jägers zu beantworten. Eichendorff liegt zwischen den Strebebogen des Kölner Doms, in den schwarzen Augen der Muttergottes zu Marienburg, um die roten Trümmer des Heidelberger Schlosses, am Landgrafensprung auf dem Giebichenstein, auf den Treppen der Frauengasse in Danzig, in den Tiefen Eures Waldhorns.“

„Dummes Zeug!“ knirschte der Jäger und blies vor Wut über den tiefen Unsinn in sein Horn, daß es klang wie die Schlacht bei Tannenberg. Klementius aber stand noch immer in sein Buch vertieft da und las:

Kaiserkron' und Päonien rot,
Die müssen verzaubert sein,
Denn Vater und Mutter sind lange tot,
Was blüh'n sie hier so allein?

„Vergebens!“ foppte der Taugenichts den Jäger: „Ihr bekommt ihn so wenig wach mit Eurem Tuten wie zwei Revolutionen, die vom Juli und vom Februar, seinen Dichter. Er blieb ruhig in sich stehen wie die Eichen um sein verlorenes Vaterhaus und träumte weiter von dem idealen Mittelalter und der schönen alten Zeit, da es noch Klöster noch Heilige gab und vor allem eines: Waldeinsamkeit. Dorthin schickte er seine Träume,

die seine Gedanken waren und sich in ewiger Vakanz befanden, so selten wie er selber Urlaub nahm. Denn er war ein pflichtgetreuer preußischer Beamter" — er machte bei dieser Bemerkung eine Verbeugung gegen den Geistlichen —, „obgleich er in seiner Phantasie mehr Sünden begangen hat als Heinrich Heine in der Wirklichkeit und wiewohl er am Tage nachtwandelte."

Hierbei stülpte er Klementius seinen weiten Hut auf und lullte ihn ein wie ein Wiegenkind:

Schlafe, Liebchen, weil's auf Erden
Nun so still und seltsam wird.

„Soll ich Euch die Parole verraten, wie man diesen im Irrgarten der Romantik herumtaumelnden Träumer weckt?" sprach er in die Luft.

„Nicht mit albernen Behauptungen!" ereiferte sich der Geistliche gegen ihn: „Die Ihr da von Euch gebt wie Beichtgeheimnisse, die nur Gott etwas angehen. Die Nachtseite des Gemütes habt Ihr nicht mit menschlicher Diogeneslaterne zu durchsuchen. Seine Frömmigkeit hat unserm Poeten heimgeleuchtet."

„Hört die Parole!" schrie da der Taugenichts. Und „Krieg den Philistern!" brüllte er Klementius in die Ohren. Dieser erwachte aus seiner Versunkenheit und klappte das Buch zu. Der Jäger aber warf grimmig das Waldhorn wieder ins Wasser und schnauzte den Geistlichen an: „Die Welt ist ein tolles Theater." Der Geistliche sah auf die Sternschnuppe, die sich rot in den Himmel verlor, und nannte dabei den Namen seines Dichters, während der Taugenichts laut ironisch dazu „Hazih!" nieste.

Aus der Ferne kamen Rosa und der Freigeist nebeneinander mit verschränkten Armen wie Märchen und Vernunft gegangen. Und der Freigeist stellte fest: „Wir sind soeben ein Paar geworden. Wir heißen die Gegenwart.“ Blitze liefen wie blaue Schlangen durch die schwüle Nacht. Fern aus dem kühlen Grunde klang ein verscholleneS Rufen wie Gratulieren durcheinander. Ab und zu glühten Johanniswürmer durch den Wald wie Goldbrokat von den Schleiern der uns unsichtbar gewordenen Elfen. Ein Irrlicht glänzte bang über dem nahen Röhricht.

„Gibt es denn keinen Ausweg aus dieser entsetzlichen nüchternen Gegenwart?“ schluchzte da Rosa auf, die qualvoll drückende Stille zerreißend. Und das Leuchten über ihr floß jetzt in ein einziges, unermeßliches, beglückendes Licht zusammen und gab ihr zur Antwort: „Es gibt einen: die Dichtung!“

Immanuel Kant oder der Völkerbund

Eine alte Geschichte

Die neueste Schrift von Immanuel Kant, ordentlichem Professor der Logik und Metaphysik an der Königlich Preußischen Universität zu Königsberg, war soeben erschienen. Bei Friedrich Nicolovius ebendaselbst. Sie führte den Titel: „Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf." Der erste Druck hatte eine Auflage von eintausendfünfhundert Exemplaren, die nach wenigen Wochen bereits völlig vergriffen war.

Auf den Verfasser machte dies, wie es in der Regel bei Eltern geschieht, wenn sie ihre Kinder gedeihen sehen, einen höchst erfrischenden Eindruck. Er hatte in der letzten Zeit häufig über die Abnahme seiner Kräfte zu klagen gehabt und schon mehrfach halb scherzend, halb ernsthaft geäußert, daß der Übergang über die Schwelle vom siebenten zum achten Jahrzehnt des Menschen ihm anscheinend schwerer werde als der Durchmarsch durch seine ganzen bisherigen siebzig Jahre. Der gute Empfang, den seine neue Schrift bei der Lesewelt fand, er-

munterte ihn jedoch derart, daß er sich wieder, was er eine Zeitlang hatte aussetzen müssen, sein Lieblingsvergnügen zu gestatten begann, mehrere Gäste zu seiner Mittagsmahlzeit einzuladen. Bis zu fünfen war er früher bei freudigen Anlässen gern gegangen. Vorab ließ er es jedoch erst an zweien Genüge sein. Und auch diese beiden Gäste wählte er zunächst aus seinen Schülern und jüngeren Freunden aus, die ihn seit Jahren kannten und seine Eigenheiten voll Ehrfurcht zu beachten wußten. Wasianski und Hasse, zwei seiner jungen Verehrer, die schon darum besonders an ihm hingen, weil sie beide bald als seine Biographen ihn auszuwerten dachten, waren heute zu ihm gebeten.

Es traf sich schlecht, daß Wasianski noch im letzten Augenblick, als er im Begriff stand, zum Mittagessen zu Kant aufzubrechen, den Besuch eines weitläufigen Vetters erhielt, eines gewissen Rittmeisters von Palzow, der in einer besonderen Mission vom preußischen Hof nach Petersburg gesandt wurde, wo man täglich das Ableben der mächtigen Zarin Katharina der Zweiten erwartete. Nach einigem Überlegen nahm Wasianski schließlich kurz entschlossen seinen neugierigen Vetter Rittmeister zu seinem Lehrer mit. Kant begrüßte ihn samt dem Fremden mit ausgesuchter Freundlichkeit. Gab kurz seinem Diener einen Wink, noch ein Gedeck aufzulegen. Hasse erschien dazu. Und bald saßen die vier Männer in lebhafter Unterhaltung um den Tisch, an dem alsobald von dem Diener ein gewaltiger Haffzander herumgereicht wurde.

Der Rittmeister von Palzow, der in seiner Ziethenschen Husarenuniform dem Gastgeber gegenüber saß, ge-

hörte zu den unglücklich geratenen Menschen, welche die angeborene Ungeschicklichkeit haben, möglichst bei jeder Gelegenheit ins Fettnäpfchen zu treten. Er begann also auch hier sein Gespräch mit Kant, indem er erzählte, daß ihm ganz unglaublicherweise von dem Buchhändler, bei dem er sich für die Reise nach Rußland mit Lesestoff versehen habe, auch eine kleine neu erschienene Schrift angeboten worden sei, deren Verfasser trotz all der vielen mißlungenen Versuche von Philosophastern, einen ewigen Frieden und Schlummerzustand über die Menschheit heraufzuführen, sich nochmals anheischig mache, die Kriege aus der Welt zu schaffen. Umsonst gab Wasianski seinem Vetter Rittmeister unter dem Tisch durch die festesten Fußtritte zu verstehen, daß es besser wäre, ein anderes Thema zu wählen. Der Herr von Palzow war im Zug und suchte dem Philosophen auseinanderzusetzen, daß Kriege seit jeher die nötige Purganz für das Menschengeschlecht gewesen seien und durch ihren Aderlaß dazu beigetragen hätten, daß die Völker nicht in Üppigkeit und Verweichlichung verfielen. Kampf sei überall in der Natur, und erst recht unter uns fleisch- und fisch- und die ganze Kreatur um uns auffressenden Wesen. Und ohne Schlachten würde der Erdball sich bald in einen großen Tempel der Selbstsucht verwandeln. Heldenmut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit könnten sich kaum entzünden, wenn nicht Kriege mehr die Herzen der Menschen erheben und die Völker aus der Versumpfung des Friedens ziehen würden. Kurzum, er ließ alle jene törichten, grundfalschen Clausewitz-Treitschke-Nietzsche-Bernhardi-Behauptungen auffahren, die als Grundsätze, noch dazu mit deutscher

Gründlichkeit und in wohlgeordneter wissenschaftlicher Weise vorgetragen, uns so lange in der ganzen Welt verhaßt gemacht haben.

Der Philosoph hörte lächelnd alle diese verkehrten Gemeinplätze und schiefen Vergleiche vorübertraben, wie er morgens um fünf Uhr, wenn er sich regelmäßig erhob, im Sommer die preußische Kavallerie und Artillerie, als sei dies von ewig her für ewig von Gott gewollt, an seinem Fenster vorbeirasseln ließ. Ganz besonders verdroß schließlich den Herrn von Palzow, daß dieses sogenannte philosophische Machwerk, wie er sich ausdrückte, gerade jetzt erschienen wäre, wo Preußen diesen schimpflichen Frieden von Basel unterzeichnet hätte, der das ganze linke Rheinufer bedingungslos an Frankreich auslieferte, ja in einer geheimen Bedingung, wie es allgemein hieß, in die endgültige Abtretung dieser Gebiete an Frankreich einwilligte, wenn es selber seinerseits durch Säkularisationen in Deutschland entschädigt würde.

Bei diesem erzürnten Ausbruch des jungen Offiziers unterbrach Kant höflich dessen Ausführungen. Bevor jener noch den Schluß seiner vorgetragenen Ansichten ziehen und den Verfasser jener Friedensschrift als vaterlandslosen weltverblasenen Gesellen brandmarken konnte, mit welch letztem Vorwurf sich die in völkischen Vorurteilen Steckenden noch heute gegen die weiter denkenden Geister schließlich aushelfen, bekannte sich Kant nun selbst als den Verfasser jenes Entwurfs.

„Aber wie ist das nur möglich! Wie kann man in Ihren hohen Jahren sich für derlei verheerende Hirngespinste, wie ewiger Friede und Völkerbund es stets

bleiben werden, begeistern?" konnte sich der Herr von Palzow nicht beruhigen, der sich als Militär über seine soeben begangenen eigenen Faux pas leicht hinwegsetzte. „Wir stehen eben erst am Ende eines schrecklichen Koalitionskrieges gegen Frankreich, das selbst noch in den wütendsten Bürgerkämpfen liegt. General Bonaparte, der den letzten Aufstand der Sansculotten in Paris mit Kartätschen niedergeschlagen hat, soll ein ehrgeiziger ruhmsüchtiger Jüngling sein, der nach den kriegerischen Lorbeern eines neuen Welteroberers trachtet!"

„Das mag alles sein", gab Kant zur Antwort, als auch er endlich zur Entgegnung kam, nachdem der Offizier schnell seinen ganzen Vorrat von Argumenten verschossen hatte: „Mag sein, daß sich an diesen Namen Bonaparte noch so und so viele schreckliche Kriege für Europa hängen werden! Darum bleibt trotzdem das Ziel meiner Denkschrift der Bund der Nationen, der den ewigen Frieden verbürgt, für die Menschheit das höchste Ideal. Der Weg dahin mag oft im Zickzack gehen. Auf Annäherungen an diesen Traum mögen tiefe Abstürze folgen, durch die die Menschheit wieder, wer weiß wie weit, unter jene Hoffnung geschleudert wird. Und zu Zeiten können auch Wolken voll Haß und Feindseligkeit, die aus den Ausdünstungen von roten Kriegsblutmeeren entstanden sind, den ansteigenden Pfad der Menschheit ganz wie die Nebel jene Wanderer verhüllen, die im Winter die Straße über den St. Gotthard ziehen. Darum bleiben hinter den Alpen als hohen schrecklichen Zeugen einer vergangenen Eiszeit doch der Süden und die Sonne, wie durch die längsten und wildesten Kämpfe immer die Menschlichkeit leuchtet. Und wär' es auch in

Kriegszeiten nur so schwach wie das Himmelslicht in den arktischen Zonen!

Gestatten Sie mir als Lehrer der physischen Geographie," fuhr Kant mit seinem liebenswürdigsten Lächeln fort, „daß ich, gewohnt mit unvorstellbar langen Zeiträumen zu rechnen, die bisherige Universalgeschichte der Menschheit wie ihre Gegenwart als etwas schnell Vorübergehendes betrachte. Dies Transitorische sehe ich auch schon in den Zukunftsschlachten Bonapartes, die Sie uns prophezeien. Da Sie so wenig über meine Schriften unterrichtet sind, darf ich Ihnen vielleicht verraten, daß ich, wie ich einen Versuch, zum Ende der Kriege zu kommen, geschrieben, auch einen solchen zur Erklärung des Anfangs unserer Erde entworfen habe, den ich Friedrich dem Großen gewidmet hatte. Dieser wird ihn freilich vermutlich ebensowenig kennengelernt haben wie Sie, weil er lange Zeit viel zu sehr mit seinen Feldzügen, in denen er seine Aufgaben sah, beschäftigt war. Ich habe seinen ganzen Siebenjährigen Krieg nur als eine traurige Periode Preußens ansehen können. Das Gaffervolk der Straße mag sich an Ereignissen berauschen, deren verwesender Ruhm auf Leichen aufgebaut ist. Der Weise sieht vor allem die Verluste und das Elend, das aus jedem Krieg für ein Land hervorgeht, und wenn dieser noch so glorreich enden mag. Hat doch selbst Friedrich der Siegreiche seinem Preußen, das er als Großmacht und als ein zweites Sparta hinterlassen hat, so viel gekostet, daß man, wie Sie sich erinnern werden, allgemein aufatmete, als man dieses gefährliche Genie schließlich als Herrscher los wurde. Und denken Sie erst, welch ein Unsegen über das an sich

nicht reiche Land kommen könnte, wenn ein in der Feldherrnkunst weniger begabter Nachfolger aus seinem Hause einen Krieg mit einer großen Koalition aufnehmen würde! Alle siegreichen Schlachten und Treffen des großen Königs könnten billig in Vergessenheit geraten. Aber daß er die Oder- und Netzedistrikte bewohnbar gemacht hat, wird man in Jahrhunderten noch dankbar anerkennen. Und mit seinen Friedenstaten dürfte er vor dem Richterstuhl des Allmächtigen Gnade finden für die Opfer, die sein kriegerischer Ehrgeiz verschlungen hat."

Der Offizier rückte als Gast Kants schon mehrfach unruhig auf seinem Stuhl herum. Von Grund aus wollte er nicht den Friedenslobpreisungen seines Wirtes widersprechen, weil er sonst leicht grob geworden wäre. Darum begnügte er sich damit, die Methode des Philosophen, um zu einem ewigen Frieden zu gelangen, lächerlich zu machen. Er bezweifelte von vornherein die Möglichkeit, die Völker zu einem einheitlichen Bund zu bringen. Denn stets würden die verschiedenen Interessen der Nationen die Einheitsbestrebungen zersprengen. Gruppen würden sich bilden, die den wirtschaftlich oder politisch Schwächeren noch mehr niederdrücken und übervorteilen würden. Und so würde fast ein jeder Vergleich oder Schiedsspruch des Obersten Gerichtshofes der Völker wieder einen neuen Casus belli in sich schließen.

„Über keinen Punkt im Entwurfe meines Zukunftsbaues habe ich tiefer nachgedacht als über diesen", entgegnete der Philosoph. „Gehen wir von uns Einzelwesen aus, deren durch irgendwelche Rücksichten abgegrenzte Zusammenhäufungen wir als ‚Staat' verehren! Haben

wir mit Ausnahme der Verbrecher uns nicht daran gewöhnt, die Pflege der Gerechtigkeit, wie sie durch unsere Justizbeamten ausgeübt wird, anzuerkennen, wiewohl es uns so und so oft oftmal persönlich gegen die Haare geht? Werden wir uns als Glieder einer Gesamtheit, eines Volkes, nicht noch viel leichter darin schicken, wo unser Egoismus weniger nahe berührt wird? In dem Jahrhundert des Faustrechtes würden wir unsern Streit, den wir jetzt beim Tilsiter Käse in den liebenswürdigsten Formen auszutragen suchen, nur mit der gepanzerten Faust zur Entscheidung bringen, bis der physisch Schwächere, das heißt in diesem Falle ich, blutend oder tot auf der Strecke bliebe. Dem einzelnen ist es, selbst wenn er wie Sie als Offizier noch stets seine Waffe mit sich schleppt, doch gelungen, sich zu beherrschen und in einem persönlichen Zwist das Gericht oder den Ehrenrat als entscheidende Stimme über sich anzuerkennen. Und was das Individuum unter Überwindung seiner stärksten ureigensten Triebe, wie Zorn, Rache und Eifersucht, fertiggebracht hat, das sollte uns als Völkern nicht gelingen? Gewiß, mit der Errichtung des Völkerbundes wird es nicht allsogleich nur durchaus gerecht auf der Erde zugehen, ebensowenig wie dies mit der Schaffung der Justizpflege stets und in allen Fällen gewährleistet ist. Besonders in den ersten Jahren, wenn sich der Völkerbund zusammensetzt, werden sicher noch manche Ungerechtigkeiten, hervorgerufen aus den früheren ungeregelten Zeiten, vorkommen. Vor allem die stärkeren Nationen werden sich zunächst hin und wieder noch Übergriffe erlauben, wie bei der Begründung der ordentlichen Gerichtsbarkeit anfänglich ab und zu noch rüde

Raubritter einen Urteilsspruch mit Gewalt zu ihren Gunsten herbeizuführen suchten. Aber diese Mißhelligkeiten werden sich mehr und mehr beheben, wenn erst das Vertrauen zueinander wie zu dem Gerichtshof der Nationen gestärkt ist und wenn die Menschheit gelernt hat, übervölkisch zu denken.

Man preist immerfort die Vorzüge der nationalen Empfindungen, ohne sich dabei klarzumachen, daß diese auch eine fortwährende Kette von Schmerzen und Enttäuschungen bedeuten. Denn auf diesem Boden schwebt man fortwährend in Gefahr und in Sorgen wie auf dem Eitelkeitsjahrmarkt. Bald fühlt man sich hintergangen, bald kommt man sich klein und feig und erbärmlich vor, bald zittert man, daß man das große Ansehen, das man errungen hat, verlieren könnte. Stets steht alles auf dem Spiel, und vor ewiger Rüstungsbereitschaft kommt kein Staat zum Glücklichsein. Bedenken Sie nun, wenn all dieses Bedrückende fortfiele! Wenn die Nationen sich zu einer Menschheitsfamilie zusammenschließen würden, deren Endzweck Verträglichkeit und Einigkeit ist! Das Beglückende eines solchen Zustandes läßt sich dem noch in nationalen Geleisen Denkenden kaum beschreiben. Er muß sich erst gleichsam einen ganz andern Kopf aufsetzen. Und es wird ihm anfänglich wie dem Bewohner der Tiefebene ergehen, den man ins Gebirge verpflanzt. Er empfindet zwar sogleich die Wohltat der leichteren Luft. Aber er muß doch erst noch in das Glücksgefühl hineinwachsen."

Nach dieser Bemerkung gab Kant seinem Diener Lampe ein Zeichen, die Tür zum Nebenzimmer zu öffnen, und hob damit die Tafel auf, weil er an dem ver-

bissenen Gesicht des Offiziers sah, daß er diesen nie und nimmer zu seinem Glauben überreden könnte. Man mußte die Zeit abwarten, die diesen Verstockten und Seinesgleichen durch die von ihnen allein anerkannte harte Macht der Tatsachen zwingen würde. Dann, nachdem sich die Gäste zerstreut hatten, begab sich der Philosoph an sein Pult und blätterte dort noch einmal seine Friedensschrift, die Lieblingsarbeit seines Alters, durch. Prüfte wiederum jene von ihm entworfenen Artikel, die hundertzwanzig Jahre später ein Professor wie er und zugleich Präsident der Vereinigten Freistaaten Amerikas zum Teil fast wörtlich wie er der Welt überreichen sollte, bis er dann — was nichts gegen seinen Anflug besagen will — hernach über der Ausführung seiner großen und laut angesagten Gedanken noch schwächlich zusammenbrach. Und feilte an jenen erhabenen Sätzen, die man in Deutschland schneller als die Thesen Luthers vergessen hat: „Es soll kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffes zu einem künftigen Kriege gemacht worden ist.“ Und: „Es soll kein für sich bestehender Staat (klein oder groß, das gilt hier gleich) von einem andern Staate durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung oder Annexion erworben werden können.“ Und drittens: „Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören.“

Der Philosoph unterbrach jetzt sein Grübeln über einem häßlichen, polternden Geräusch, das in dem soeben verlassenen Speisezimmer entstanden war. Es rührte von zwei Mäusen her, die sich um ein unter den Tisch gefallenes Stück Käserinde zankten.

Lächelnd hob der Philosoph von diesen kleinen Händeln seiner Zeit seine Stirn in die Jahrtausende vor ihm und las weiter: „Der Völkerbund soll auf einem Vertragsverhältnis freier Staaten gegründet werden. Die bürgerliche Verfassung in jedem Staat soll republikanisch sein. Die Politik wird künftighin mit den Geboten der Moral nach dem transzendentalen Begriff des öffentlichen Rechtes übereinstimmen. Nur Toren können annehmen, daß die Sittlichkeit sich durch Kriege oder Kriegsabschlüsse jemals dauernd aufheben lasse."

Nachwort

Herbert Eulenberg — geboren 1876, Rheinländer, Doctor iuris. Verfasser der „Schattenbilder" könnte man noch hinzufügen, wäre diese Leistung, mit der er die heute so beliebte Kunst des literarischen Porträts vorbildlich begründete, nicht ohnehin von all seinen Werken am berühmtesten geworden. Er selber pflegt sich auch „Der Stiefsohn des deutschen Theaters" oder „Achill bei den Zelten" zu nennen. Unbeirrt von der Tatsache, daß seine dramatischen Schöpfungen in der Öffentlichkeit kein Echo finden, dichtet er weiter Dramen: wenn das eine unglückliche Liebe ist — wie tief muß für ihn der innere Zwang sein, sich in dieser Kunstform zu äußern!

Seine Stücke erscheinen weniger darum so selten im Spielplan der deutschen Bühne, weil man ihnen Bühnenfremdheit oder Unvollkommenheit vorwürfe, sondern weil das Bühnendrama wieder Zweckkunst geworden ist, in harten Zeitläuften wie den unsrigen vielleicht wieder Zweckkunst werden mußte. Herbert Eulenberg jedoch ist, ohne ein Anhänger des l'art pour l'art-Standpunktes zu sein, gegen den die letzten Literaturrevolutionen gerichtet waren, in die Poesie verliebt:

„So schwarz läßt sich die Welt nicht malen,
Als sie die Menschen sich gestaltet,
Die in der Liebe steten Strahlen
Zu leerem Eigennutz erkaltet.
Die wen'gen, die ihr Herz sich wahrten,
Ziehn Sonnen gleich einsame Fahrten"

schreibt Eulenberg in ein Exemplar seines bekanntesten Zeitstückes „Mächtiger als der Tod".

Der Dichter gleicht so recht der Windmühle, deren Schick-

sal er in unserer Erzählung beschreibt. Aus einer Zeit der Mechanisierung zieht er sich in die Romantik zurück, die seiner Wesensart mehr entspricht, ohne daß seine Poesie darum rückwärts gewandt ist. Sein Schauspiel „Mückentanz" ist eine romantische Spielerei, aber ein ethischer Wille steht hinter diesem Stück menschlicher Tragikomödie; die Menschen, die sich darin tummeln, sehen Jean-Paul-Käuzen sehr ähnlich, aber auch den Alltagsmenschen Gerhart Hauptmanns und ihrer Sehnsucht, die der Dichter in einer Epoche des größten Materialismus gestaltete. Es ist gewiß kein Zufall, daß der Förderer Gerhart Hauptmanns, Otto Brahm, auch die Dichtungen Herbert Eulenbergs liebte und auf die Bühne brachte.

Mit Werken wie der „Kassandra" oder dem „Ritter Blaubart", den Rezniceks Oper unverdienter Vergessenheit entrissen hat, scheint Eulenberg der neuklassizistischen und neuromantischen Bewegung verpflichtet zu sein. Aber dieser Dichter ist zu eigenwüchsig und eigenwillig, als daß er sich an eine Gruppenbewegung allzueng hätte anschließen können. Im Kern erfaßt hat diesen „Unmodernen" ein Zeitgenosse, der gleichzeitig mit Eulenberg um seine Anerkennung als Dramatiker gerungen hat: Frank Wedekind. Er entdeckte zuerst den Volksliedton in Eulenbergs Jugendwerk „Leidenschaft" und fühlte sich beim „Natürlichen Vater" nicht zu Unrecht an den Rheinhessen Niebergall erinnert. Eine Mischung von Realismus und Romantik, von Volksstück und Symbolik ist die Formel, auf die man Eulenbergs gesamtes dramatisches Schaffen am ehesten bringen kann. In seinen besten Dramen sind ihre Elemente besonders glücklich verteilt: in „Belinde", die mit dem Schillerpreis ausgezeichnet wurde; in „Anna Walewska", wo die Liebe eines Vaters zur Tochter mit einer an die Sturm- und Drangperiode gemahnenden Glut und Wildheit behandelt wird; im „Halben Helden" und in „Alles um Geld", wo Eulenbergs Lieblingsthema abgewandelt wird: das Scheitern seiner Menschen an ihrem grausamen Schicksal. Seinen letzten Theaterstücken eignet eine begreifliche Verbitterung, aber in ihnen kündigt sich eine weltanschauliche Reife und ein Humor an, an dem Herz und Geist gleich beteiligt sind, daß man noch immer erwarten kann, Herbert Eulenberg werde uns eines Tages die deutsche Komödie schenken.

Neben seinen drei Dutzend Dramen ist Eulenbergs lyrisches und episches Werk nicht unbeträchtlich. In seinen sprachschöpferischen „Deutschen Sonetten", in seinen Stanzen und Terzinen zu Radierungen Max Klingers ist eine Fülle von Visionen formvoll gebändigt. In seinen Romanen „Wir Zugvögel", „Auf halbem Wege", „Zwischen zwei Frauen" und „Zwischen zwei Männern" horcht er in die Zeit: es ist für den Dichter bezeichnend, daß er keine allgemeinen Antworten zu den Problemen sucht, sondern den einzelnen Menschen die ihm gemäße Lösung finden läßt.

Auch die historischen Schattenbilder in seinen beiden letzten Büchern „Die Hohenzollern" und „Die letzten Wittelsbacher" sind mit Eulenbergs dramatischem Schaffen innerlich verknüpft. Manch eine Gestalt aus der preußischen und bayrischen Geschichte wird durch Eulenbergs Zeichnung „gerettet". Es sind beredte Verteidigungen des Doctor iuris. Voll der Gerechtigkeitsliebe eines Feuerbach, der den Fall Kaspar Hauser aufdeckte und dem Eulenberg in der „Familie Feuerbach" ein Denkmal setzt.

Eulenbergs Poesie, die ohne Zweckbestimmung wächst, wird höchst sinnvoll, wenn wir sie als Bewahrerin wertvollen alten Erbes betrachten. Neben seinem dichterischen Lebenswerk und ohne dieses nicht denkbar bleibt die Arbeit eines fortschrittlichen Menschen für das deutsche Kulturgut der Vergangenheit unvergessen. Die „Schattenbilder" und ihre Folgen sind keine Nebenwerke dieses liebenswerten Dichters, der — wo man sein Werk auch anpackt — ein Wortführer deutscher Seele ist.

Dr. Lutz Weltmann.

Die in dem vorliegenden Bändchen enthaltenen Erzählungen sind dem vierten und fünften Band von Herbert Eulenbergs ausgewählten Werken (Verlag J. Engelhorns Nachf., Stuttgart) entnommen.

Der junge Tag

Eine Auswahl aus dem Schrifttum der Gegenwart
Herausgegeben von Dr. Heinz Brasch

Band 1
Hermann Stehr / Helene Sintlinger

Band 2
Walter von Molo / Im weiten Meer

Band 3
Wilhelm von Scholz / Das Gerücht

Band 4
Paul Zech / Das Baalsopfer

Band 5
Peter Dörfler / Marienseele

Band 6
Rudolf G. Binding / Die Vogelscheuche

Band 7
Herbert Eulenberg / Die Windmühle

Band 8
Hans Grimm / Aus John Nukwas Lehrjahren

Band 9
Albrecht Schaeffer / Das verdoppelte Lebensalter

Band 10
Karl Röttger / Auf Sommerwegen

Kartoniert und fein in Leinen gebunden / Die Reihe wird fortgesetzt

Ausstattung von Hans Möhring, Leipzig

Staffel	Kartoniert	Ganzleinen
Einzelpreis je Stück	0.70 RM.	1.50 RM.
bei 10—49 „	0.63 „	1.35 „
„ 50—99 „	0.60 „	1.25 „
von 100 Stück ab	0.56 „	1.20 „

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

Hoff.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 071844846